

Berliner Familien-Zeitung

Der Bleiknopf

von Edvard Nielsen-Stevens

Die Herrin legt das Heber im Blut. Seit es aus Säure zu wehen begann, ist er wie von einem blauen Netz befallen worden. Ein und her ist er gequollen zwischen den Dienen. Heute muß es sein Heber soll der Hof abdrücken — Er bleibt bei dem großen Regenschirm stehen und wuschelt sich den Schweiß von der Stirn. Wäre nur nicht das gewesen, was Dienen heißt. — Es war als folgte ihm jemand auf Schritt und Tritt — käme mit fragenden Augen hinter jedem Dienen herausgetreten. Es war, als fragte jemand: Was hast du vor. Die Herrin? Das hängt ihm in den Ohren. Wo er geht und steht. Und was zum Teufel führt es das Dienen, wenn er Frau und Kinder retten will? Das er nicht Verpfichtungen gegen sie die tausendmal größer sind als die gegen die Verpfichtungen? Was macht es wenn er ein Streichholz nimmt und den alten hochpreisigsten Hof abdrücken läßt? Die Gesellschaft ist reich und geht nicht zugrunde weil sie mit dem dreißigtausend Kronen herausdrücken läßt. Aber für ihn und seine Familie bedeutet sie Leben und Rettung.

Ja — jetzt kommt es auf den blauen! Du einer oder in zwei Stunden ist das Unwetter hier — und dann heißt es nur Blut haben! Was war das? Sprich jemand! — Er guckt vor sich hin der Dienen herüber — nein, niemand ist in der Nähe.

Dann ist es nur die Stimme in seinem Innern gewesen. — Er macht sich jetzt wieder an die Tischarbeit. Es ist ausgeführt, doch er hier allein beschäftigt ist — während die anderen drüben sitzen. Er braucht er nicht alle die nicht-jugendlichen Fragen nach Wind und Wetter zu beantworten. Und dann kann er alles so schön vorbereiten! Die Kerze hat er in der Tasche — und Streichhölzer auch. Er braucht das Licht nur ohne daß jemand es sieht, ins Dach zu legen! Donnerwetter, wie doch drüben poltert! — es dauert wohl doch keine Stunde mehr, bis es hier ist.

„Jetzt nehme mir Ihnen bald den Hof“ hatte er gesagt, der großmächtige Professor. „Aber — dann können Sie ihn ja verkaufen — für uns!“ — Ja — er kannte die Bücher. Auf seinen eigenen Gütern, dann Hof als Verwalter! Nein — das war dem doch zu demütigend.

Nein — wie es jetzt klopft! Ein mächtiges Getöse liegt unmittelbar darauf — das Wetter ist schon das Unwetter wäre es am besten das Licht jetzt anzuzünden wie die anderen von heute kommen! Aber dann hat er natürlich Gefühl, ganz allein die Eier herauszuholen zu müssen! Also — lieber noch eine Viertelstunde warten.

„Ginge große Tropfen fallen aus dem Gesicht. Ihn können es nicht von Himmel zu sein! Alles soll sich beruhigen werden — weil er es für die Dienen will — Inzwischen dreißigtausend — ja, ja, das ist viel Geld! Aber — was tun — nicht für die anderen!“

Jetzt wieder ein flüchtiger Donner. Und jetzt rauscht auch der Regen herab! Er wirft einen Blick über das Feld — er sieht doch die dort die Pferde aufspannen — und er sieht noch der Kerze und den Streichhölzern. Jetzt — jetzt muß es sein!



Ein paar Schritte macht er mit der brennenden Kerze in der Hand — jetzt muß es — jetzt muß es!

Die Pumpen arbeiten! Die Spritzen senden Ausstoß von Wasser über den stürzenden Hof, kommandieren ertönen. Es ist, als ginge eine Welt zugrunde in Feuer und Rauch —

In der Wohnung des Hartwoks liegt die Herrin auf dem Sofa, eine Decke über sich. Er liegt da, als schlief er. Jetzt kommt der Koffer zu ihm und fragt mild und freundlich: „Gräßliche Sie lieber gleich alles, mein Freund? Dann kommen Sie zur Ruhe.“

Aber die Herrin sieht den Koffer an als wüßte er nicht, was geschieden ist. „Nun ja“ sagte der Koffer und leuchtete hell. „Ich habe ja mich Bericht über Sie zu halten.“

Kurz darauf kommt der Sohn, Heide — und der Vater sieht sich mit ruhigen, freien Blick an. „Wie fanden dich in der Schwärze, mit dem brennenden Hof in der Hand!“

Und der Koffer sagt: „Man meint, daß Sie das Feuer an den Hof gelegt haben, die Herrin.“

Aber da sieht die Herrin sich auf und läßt hinter sich den brennenden Hof. „Ich wollte es tun“, sagte er, „aber der liebe Gott hat es mir erspart!“

Der Koffer nimmt seine Hand. „Die einen glauben, daß der Blitz getroffen hat — die anderen — und wohl die meisten, daß es selbst getan hat!“

Das Verhör verläuft ergebnislos. Der Bürgermeister ist freundlich und nachsichtig — aber man merkt ihm auch an, daß der Zweifel arbeitet. — Die Verhörsprotokolle stellt man nicht zu schreiben — es sieht aus, als wäre die Herrin ein geborener, runder Mann. Aber da geschieht das Verhör.

Als die Herrin eines Tages darüber erzählt, wie es ihm gelaufen sei, seine Unschuld zu beweisen — daß er die Tat nur in Gedanken begangen hat — und findet dort einen gelächelten Knopf. Lange steht er da mit dem Stücken Eisen in der Hand und meint, er müßte sich an etwas erinnern können! Er lacht weit zurück in seinen Gedanken — lacht fern und nah. Aber es ist, als wäre etwas aus seinem Gedächtnis ausgelöscht, er kann dann, was er sucht, nicht finden. Da kommt der Nachbar vorbei und die Herrin bekommt Lust mit ihm über den Brand zu sprechen.

„Komm mal her, Nachbar, ich möchte dir mit dem Knopf mal dir über das Feuer reden.“ Sie zeigt sich an den Oberarm, und die Herrin sagt: „Ja — du glaubst wohl auch, daß ich den Hof abgebrannt habe!“

Der Nachbar weist einen Blick auf ihn und sagt dann: „Ich möchte am liebsten nicht darüber reden — wenigstens jetzt nicht.“ Aber die Herrin mit Versteck des Bleiknopf wieder gehen, den du mit einmal im Späts nachmitt. Mein Junge muß mich immer beschützen.“

Die Herrin ergreift seinen Arm. „Kannst du einen Eid darauf ablegen, daß ich dir den Knopf“



„Kannst du das — dann bist ich gerettet!“

„Doch!“, sagt der Nachbar die Herrin erstaunt an: „Was in aller Welt reutst du denn?“

Die Herrin stellt die Hand in die Brusttasche und holt das Bleistück hervor. „Der Knopf ist gelächelt — wir sind der Blitz nicht in der Schwärze triff! Ich habe immer dich nicht angezündet!“

Sie gehen zusammen zum Bürgermeister. Der Nachbar sagt: „Der Knopf nahm er mir vor den Tagen vor dem Brande weg. Ich fühle mich, daß es wahr ist!“

Die Herrin sagt lachend hinzu: „Ich nahm es aus Unstimm, aber ich habe doch es höhere Bestimmung war!“

Der Bürgermeister spricht lange mit dem Koffer. Er hat sie beide immer gern gehabt, und er hat es ermuntert: „Ich werde mich ins Zeug legen für die Götter. Es sollen die Verpfichtungen das angeht bekommen!“

Die beiden Männer danken ihm und beschließen das Amtsgewand. Auf dem Heimwege treffen sie den Koffer — und die Herrin erzählt ihm alles.

„Ja“, sagt der Koffer, „es gibt mehr geschickte Männer und Götter, als wir Menschen, und ich kann lassen! Ich begreife nur nicht, was das alles bedeutet — wenn der Blitz nicht doch einmal den Schuld an Brande haben sollte!“

Die Herrin sieht ihn an — und sagt dann: „Meine Frau hat nicht einen Augenblick an dem gewackelt — das war es vielleicht, was ich erlösen sollte!“

Der Koffer fragt: „Und was haben Sie dann nun davon?“

„Ach — das ist ja jetzt nicht mehr!“

Der Koffer sieht ihn ernst fragend an. „Zuletzt Sie denn das — früher nicht?“

„Nein — ich hatte mir mich selber lieb!“

Überreicht von ERIN MAGNUS.

Johann Kistli

EIN ZEITROMAN VON ALADAR SCHÖPFLIN

ausserordentliche Liebesroman aus dem ungarischen von Stefan J. Klein.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war klar, daß sich Johann Kistli Geld auf diese Weise binnen kurzer Zeit verschaffen könnte. Er hatte auch darin Glück, daß er mit einem so vorzüglichen Mann Bekanntschaft geschlossen, wie der Kämmerer war, und daß er bei der Bank einen so vorzüglichen, guten Freund bekam wie Paul v. Poldak, der ihm jede neue Gelegenheit, die er zu sein Vermögen zuwenden konnte, mitteilte. Auch für das zum täglichen Gebrauch bestimmte Geld konnte die Magnaten-Bank ein einige Prozente mehr zahlen als andere Banken, denn Sparsparen war in der Lage, durch seine glänzenden Verbindungen jedes Geld auf die vorzüglichste Art zu placieren.

Und Johann Kistli brauchte auch Geld, denn die Verrechnungen zur Hochzeit verschlangen tag für Tag mehr. Baronin Irma konnte jetzt unmöglich länger im „Napoleon-Bad“ wohnen, Johann Kistli erklärte ihr, von Paul v. Poldak beraten, daß sie in einem erstklassigen Hotel ein Appartement nehmen müsse. Die Baronin entsetzte sich dazu nicht leicht, denn sie sei arm und könne eine so teure Wohnung nicht bezahlen, doch sah sie schließlich widerstrebend ein, es könne unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders sein, als daß Johann Kistli die Wohnung bezahle. Nach der Hochzeit wohnt Baronin Irma, schmerzvoll mit nur wenig Mühe und Kosten für eine größere und elegantere Wohnung finden, in Johann Kistlis Wohnung gehen, die alte Baronin aber werden sie irgendwann unterbringen, an einem tadellosen Ort, und natürlich handvergemäß für sie sorgen. Johann Kistli wußte genau, daß Baronin Irma auch Bargeld brauchte, doch war es recht schwierig, ihr dieses anzubieten. Stolz, wie sie war, wäre es ihr unheimlich peinlich gewesen, und man müßte beschreiben, daß sie deshalb schwer zürnen könnte. Sparsparen und Paul wußten auch hier Rat. So hatte zum Beispiel Sparsparen einmal in der Konditorei:

„Baronin Irma, ich habe für Sie heute fünfzigtausend Nagyida gekauft. Übernehmen Sie sie?“

„Ich habe doch kein Geld, sie zu bezahlen“, protestierte die Baronin.

„Nun nichts, wir kreditieren Ihnen den Betrag. Unser Freund Kistli steht für Sie ein. Johann, heißt du für die Baronin gut?“

Kistli konnte für den Betrag leicht aufstehen, denn das Ganze war ein abgerundetes Spiel, und übrigens nicht, wie allgemein bekannt, die Nagyida-Aktien vorzüglichste Indusstriepapiere, deren Preis nur steigen kann. Sie erklärten Baronin Irma, wie solche Geschäfte abgewickelt werden, daß man da ohne Geld Hunderttausende und Millionen verdienen konnte. Dadurch wurde erreicht, daß sie nach kurzem Widerstand einwilligte. Eine Woche später verkaufte die Magnaten-Bank die fünfzigtausend Nagyida mit einem Gewinn von zwei Millionen, Sparsparen übergab der Baronin einen Scheck über diesen Betrag, und von nun an fand sie es ganz natürlich, daß ihr bald fünfzigtausend Nagyida, bald fünfzigtausend Nagyida gekauft wurden und sie an allen diesen Papieren noch einigen Tagen Geld

einen größeren, bald einen kleineren Betrag gewann. Auf diese Art erlernte Baronin Irma, daß man Geld, wenn man gute „Lande hat, die von Geldgeschäften etwas verstehen, die schöne Ausnutzung unerschöpflicher Kräfte kann. Und allmählich kam auch Baronin Irma zu der Überzeugung, daß die Magnaten-Bank eine vorzüglichste Bank, Sparsparen aber ein ganzingeliebt sei. Dies hätte natürlich niemand von ihm erwartet, denn er hatte so allmählich und sicher sein ganzes Gut beten, bis auf den letzten Morgen Geld. Auch sie hatte, Johann Kistli zu überreden, er möge mehr Geld bei der Magnaten-Bank anlegen. Bei sich ludte Johann Kistli über die Möglichkeit der Baronin, die nicht einmal auf den Gedanken kam, in der Stellung die Baronin fast nachzugeben und in ihrer Unschuld die Märchen über Nagyida sowie die übrigen Indusstriepapiere glaubte. Das Ganze war schmerzhaft, nicht ein Kapitalkomplott, der angelegte Gewinn wurde von Johann Kistli gentlemanlike bezahlt, und er tat es gern, denn schließlich konnte ja Baronin Irma nicht mit einem fremden Heiraten, konnte aber andererseits nicht davor, daß der alte Baron Sparsparen unfähige, verächtliche, schicksalsschwere sein Vermögen verlieren, betete und gurgelten gewahren war, seine Witwe und Waise in Armut, in erbitterter Armut, zurückzulassen. Baronin Irma aber dachte, wenn Johann Kistli auch viel Geld hat, so wäre es besser, wenn er noch mehr Geld hätte, und dies konnte am besten erreicht werden, wenn er sich Sparsparen's Geschäftszweige aneignerte. Allmählich, das heißt gar nicht so allmählich, wanderte Johann Kistli seines Vermögens die in Magnaten-Bank hinüber und trug dort so prächtige Wohnungen, daß sich jede andere Bank, mit der er früher zu tun hatte, schämen konnte. Johann Kistli ließ ein so mächtiges Einkommen, wie er es sich bisher nicht einmal träumen ließ, und dieses Einkommen brachten ihm — wie er zu sagen pflegte — die paar Groschen.

Dies alles wurde in besser Ordnung gewoben. Überdies aber hatte man sich dahin geeinigt, daß Johann Kistli jeden Nachmittag gegen vier Uhr Baronin Irma anfuhr und sie dann zu dritt zu Gerbebad gehen. Einzig und allein diese Besuche bedeuteten für Johann Kistli kein ungetriebenes Glück. Johann Kistli hätte sich das immer so vor, daß er endlich ganz nach Herzenslust seine Frau führen würde, wie damals, an jenem Abend im Auto. Es mußte sich die Sache herrlich an, genug im Gedanken, wie beglückend es sein würde, mit seinen Händen den glitzernden, geschäftigen Mund zu befeuchten, die weichen, feinen Wangen, die sich langsam vorübergehenden kleinen Ohren, den edelgestimmten weißen Haaren. Seine Sinne waren voll der süßen Erinnerung an jenen Tag im Auto, und in seinem Gehirn blendeten glühende Bilder, wenn er nach dem Mittagessen, eine Zigarre im Mund, auf dem Disan lag und davon träumte, daß endlich...

Breit er jedoch das Zimmer der Baronin, so erwarteten plötzlich sein Mut und sein Selbstvertrauen. Es erschien ihm unmöglich, dieses vornehme Geschäft einfach in die Arme zu schließen und es zu führen, wie er dies früher hin und wieder mit einem Schmeibermädchen getan hatte. Er versuchte seine Arbeit so sehr, daß er so viele zu haben

magte. Wenn er das Zimmer betrat, reichete ihm Baronin Irma stets die hohe, weiße Stirn zum Küß, und er küßte sie voll Ehrfurcht. Aber dann war sein Mut auch schon erschöpft. Sie ließen ihn nebenan in dem Dienen und plauderten, die Baronin-Mutter hätte sie nicht, sie las im Zimmer, nebenan die Zeitung, oder aber — und dies war häufiger der Fall — sie lächelte. Die beiden plauderten still, mit gedämpfter Stimme. Sie hatten genug zu besprechen, insbesondere Baronin Irma hatte viel zu erzählen. Sie berichtete von ihren Einkäufen, wie die Toiletten, Wästen, Hüte, die sie gekauft hatte, und die Johann Kistli auswendig lesen sehr gut konnte. Er war glücklich, eine elegantere Frau von so gutem Geschmack zu haben. Aber auch diese große Glückseligkeit war ein Hindernis auf dem Wege der Liebe: sie entfernte die Baronin noch mehr von ihm, stellte sie noch höher über ihn, feiner, solange sie sich einladend liebkoste, war seine Gefühl unmittelbar — jetzt nicht er so dem Gedanken zurück, daß er die Liebe, teure, brennende Liebe gefährlichen könnte. Dadurch — er wußte nicht, sich dies selbst zu erklären — begannen die zwischen beiden verdrängten Stunden langsam zu werden, und sie freuten sich beide, wenn die Zeit kam, in die Konditorei zu gehen. Baronin Irma gelang es ein- oder zweimal nicht, ein Stämmchen zu unterbreiten, worüber Johann Kistli bei sich nachkommen verzweifelte. Er hatte das Gefühl, ein ungeheurer Fehler zu sein, der nicht einmal seine Frau zu unterhalten vermog. In seinem Innern aber kannte die Schwärze noch einem Tag, noch zwischen beiden Armen der Baronin, er hätte sich demjenigen um so immerlicher und würde noch leistungsfähiger und heiler. Er hatte manchmal bei Wänsch, mit Baronin Irma durchzugehen, mit ihr in einer abgelegenen Offener Straße neben dem Arm in Arm zu promenieren, in eine vornehme kleine Konditorei einzutreten, wo er sich auf Grund seiner jetzigen Einkünfte die Liebe vorführen konnte er immer drauf gewöhnt ist so etwas nicht einmal die Rede zu bringen, fürchtete, sie könnte seinen Gesinnung allein ablehnen finden. Er verdrückte sich oft durch, der frühere Quell seiner Sorgen vor seinen Augen, und er wagte nicht zu trinken. Das machte ihn zerstreut und unbehaglich, und dieser Zustand hielt bis zum Nachmittag des nächsten Tages an, wenn das Träumen abermals begann, der große Entschluß und das feste Handeln wählten.

Wollte der alten Baronin hingegen war er in ein viel unmittelbarerem Verhältnis gekommen. Er hatte nicht er wußte, daß sie keine geborene Baronin, nicht einmal doch vornehmer Herkunft und erst durch ihren Gatten erstehen geworden war. Zweifeln wollte die alte Frau sehr unmittelbar war und ließ vor ihm nicht den geringsten Zwang aufleben. Bevor sie in die Konditorei gingen, hastete er sich während sich Baronin Irma anstrebte, einen Tag zu verleben. Die alte Frau empfing ihn fast mit herzlichem guten Willkommen, redete deutlich, erzählte ihm hin und wieder auch etwas über das Witz, und manchmal pumpte sie ihm auch ein paar nennere Beträge an, für ihre eigenen Ausgaben, ganz die Abhängigkeit stand, ihre Tochter diese Dinge nicht zu trennen.

(Fortsetzung folgt)